

Zeitschrift: Werk, Bauen + Wohnen
Herausgeber: Bund Schweizer Architekten
Band: 95 (2008)
Heft: 9: 100 Jahre BSA Bund Schweizer Architekten = 100 ans FAS
Fédération des Architectes Suisses = 100 anni FAS Federazione
Architetti Svizzeri

Artikel: 2008 : Oral History : Fünf Gespräche = Cinq entretiens : Franz Füeg,
Max Graf, Benedikt Huber, Jean-Marc Lamunière, Flora Ruchat-Roncati

Autor: Füeg, Franz / Graf, Max / Huber, Benedikt

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-130857>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

2008

BSA | FAS

Oral History

Fünf Gespräche

Die Zeitachse am oberen Seitenrand zeigt es an: Wir sind mit unserem Gang durch die Vergangenheit des BSA in der Gegenwart angekommen. Anstatt auch den jüngsten Abschnitt seiner Geschichte mit einem beispielhaften Ereignis zu illustrieren, wollten wir diesen letzten Jahrzehnten in anderer, vielleicht unmittelbarer Weise gerecht werden.

Langjährige und verdiente BSA-Mitglieder, eine Architektin und vier Architekten aus den unterschiedlichen Landesteilen, berichten uns von ihren Erfahrungen im Berufsleben, von ihrem Verhältnis zum BSA und von anderen Dingen, die sie früher und heute noch bewegen. So sehr sie der gemeinsame Beruf verbindet, so sehr unterscheiden sich ihre Lebensläufe, ihr berufliches Umfeld, ihre individuelle Wahrnehmung und Einschätzung des letzten halben Jahrhunderts.

So lebendig kann Geschichte sein, wenn wir sie aus erster Hand erfahren, und kurzweilig können Geschichten sein, wenn sie vom persönlichen Erlebnis geprägt sind. Beides durften wir in langen Gesprächen mit Franz Füeg, Max Graf, Benedikt Huber, Jean-Marc Lamunière und Flora Ruchat-Roncati erfahren. Wir sind ihnen, den Zeitzeugen, für die aufschlussreichen, spontanen und freundschaftlichen Gespräche dankbar, die wir in verdichteter Form auf den folgenden Seiten publizieren.

Die Redaktion

Cinq entretiens

Comme l'indique l'axe du temps sur le bord supérieur de la page, notre parcours à travers l'histoire de la FAS nous a amené au présent. Plutôt que d'illustrer l'histoire récente par un événement exemplaire, nous avons voulu aborder des dernières décennies d'une autre façon, peut-être plus directe. Une femme et quatre hommes architectes de différentes régions de Suisse, tous membres FAS de longue date, évoquent leurs expériences de la vie professionnelle et leur rapport à la FAS, entre autres choses qui les touchent et continuent à les toucher. Autant ils sont unis par une même profession, autant leur parcours de vie, leur environnement professionnel, leur perception et appréciation du demi-siècle écoulé divergent.

Quand elle nous est racontée par ceux qui l'ont vécue, l'histoire devient vivante, et les (petites) histoires sont divertissantes quand elles sont marquées par l'expérience personnelle. Nous avons pu l'estimer au cours des longs entretiens avec Franz Füeg, Max Graf, Benedikt Huber, Jean-Marc Lamunière et Flora Ruchat-Roncati. Nous les remercions des discussions riches d'enseignement, spontanées et amicales. Sous une forme condensée, nous les publions dans les pages suivantes.

La rédaction

Franz Füeg

Nott Caviezel (nc) Sie sind 1957 in den BSA aufgenommen worden. Erinnern Sie sich daran?

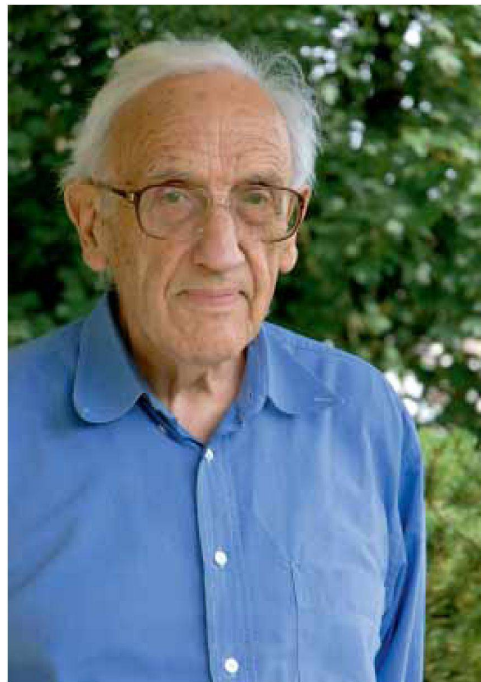
Franz Füeg (ff) Als ich aufgefordert wurde, dem BSA Unterlagen einzureichen, war ich erstaunt, denn ich hatte damals ja nur ein einziges Wohnhaus gebaut (Einfamilienhaus Aerny in Feldbrunnen 1953–1955); zudem hatte dieses dem Kantonsarchitekten missfallen: «Man sollte dem Mann das Bauen verbieten», hatte er gesagt. Ich wurde an der Generalversammlung in Murten aufgenommen. Dort stellte der waadtländische Kantonsarchitekt einen Plan für die Expo Lausanne von 1964 vor – eine hübsche französische Gartenanlage. Beim Abschiednehmen, schon unter der Tür, habe ich die Umstehenden gefragt, warum sich dazu keine Opposition regte. Sogleich übernahm Hans Brechbühler die Initiative. Einige fuhren um den Murtensee nach Vallamand. Dort wurde beschlossen, eine ausserordentliche Generalversammlung einzuberufen, um dem Bundesrat einen Ausstellungsarchitekten vorzuschlagen. Ich war noch grün in Verbandsgeschäften und bat einen Juristen um Rat, damit eine solche Versammlung auch statutengerecht durchgeführt werden konnte. Der Anwalt verzichtete auf ein Honorar, und der Zentralobmann war ungehalten über die Aktion der «Jungen». In der Schulwarte Bern beschloss dann die ausserordentliche Versammlung, dem Bundesrat Alberto Camenzind als Ausstellungsarchitekten vorzuschlagen.

nc Mit Erfolg! Sollte sich der BSA vermehrt in politischen Dingen engagieren?

ff Das hat er immer wieder getan. Aber der BSA ist nur das, was seine Mitglieder sind und tun.

nc Müssten die Studenten während ihrer Ausbildung auch etwas von dieser politischen Verantwortung hören?

ff Die Studenten sollen das ABC des Bauens lernen, und dazu gehören auch Ethik und Verantwortungsbewusstsein. Keine Ausbildung kann alles leisten, was wünschenswert wäre. In der Einleitung zu einem Vortrag stellte sich Aurelio Galfetti so vor: «Ich bin ein Autodidakt, der an der ETH Zürich studiert hat». Ständige Weiterbildung also. Dazu können auch Zeitschriften etwas beitragen.



Prof. Dr. h. c. Franz Füeg, geb. 1921 in Solothurn, 1938–40 Lehre als Hochbauzeichner bei Hans Bracher, dann Arbeit bei Robert Winkler in Zürich. 1947–49 im Büro Kraayvanger in Rotterdam. 1953 eigenes Büro in Solothurn, ab 1975 in Zürich. Seit den 80er Jahren Zusammenarbeit mit Melchior Wyss, 1991–1997 Bürogemeinschaft «Franz Füeg, Melchior Wyss Architekten». 1958–1961 Redaktor der Zeitschrift «Bauen + Wohnen»; 1970–1987 Professor an der ETH Lausanne. BSA-Mitglied seit 1957. – Bild: Nott Caviezel

nc Wie war Ihr eigener Unterricht an der ETH Lausanne 1970–1987?

ff Zum Beginn, nach der Gründung der EPFL, hatte die Architekturabteilung etwa 300 Studenten. Also ideale Verhältnisse. Aber die Wortführer im letzten Studienjahr waren stolz, zwei Professoren zur Demission veranlasst zu haben. Wenige Wochen nach meinem Antritt stand auf der Wandtafel «Füeg démission!». Die Achtundsechziger wollten nicht zeichnend entwerfen und planen, sondern nur schreiben und beschreiben. Ich habe ganze Stapel von Ordnern mit solchen Texten gesehen. Das Prinzip war: Theorie anonym und in Gruppen verfassen. Wer nicht Spuren wollte, wurde indoktriniert. Ich habe solchem Druck ausgesetzte bleiche und weinende junge Menschen erlebt. Nach zwei Jahren war der Spuk vorbei.

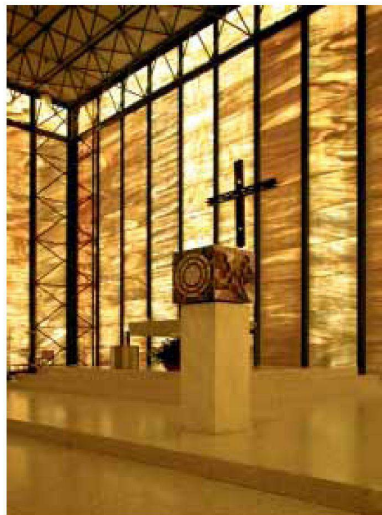
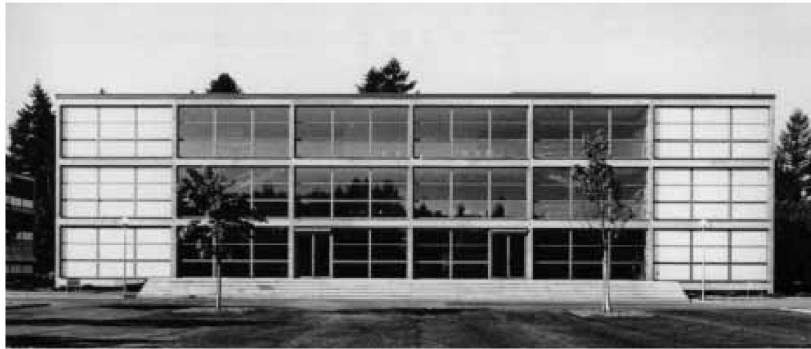
Mein Unterricht war nicht auf eine bestimmte Architektur ausgerichtet. Eine Grundlage war der Funktionalismus von Sullivan. Dieser Begriff hat eine völlig

andere Bedeutung als jene, mit dem er in die Architekturgeschichte eingegangen ist. Sullivan beschreibt den Keim, den Keimling, in dem alle wesentlichen Eigenschaften «organhaft» für die spätere Entwicklung enthalten sind. Konkret: ein Architekturentwurf soll nicht gegen seine wesentlichen Eigenschaften, vielmehr aus seinen Anlagen weiterentwickelt werden.¹

nc Wenn man heute von Franz Füg spricht, dann fällt bald einmal der Begriff der «Solothurner Schule». Ist da was dran?

ff Das ist eine schöne Anekdote. Ein Mitarbeiter war nach Paris ausgezogen. Nach drei Jahren kam er zu Besuch und erzählte von Vorlesungen über Stadtbau. Der Professor habe von der «Ecole de Soleure» gesprochen. Was das sei und ob ich so etwas kennen würde. Wenige Tage später kam Jürgen Joedicke ins Büro. Ich erzählte ihm die Anekdote, und dieser hat sie dann ernsthaft in eine «Schule von Solothurn» verwandelt. Aber die fünf «Solothurner» waren einfach Freunde und Kollegen. Warum sie einige Affinitäten verbindet, weiss ich nicht. Sie sind wohl mehr im Menschlichen verankert. Daneben unterscheidet sich jeder auch deutlich von den andern und lässt sich nicht einfach mit einem Oberbegriff fassen.

¹ Ausführlich in der Abschiedsvorlesung «Apprendre à enseigner l'architecture». Département d'architecture, Lausanne 1988.



Oben: Franz Füg, Jean Pythoud, Naturwissenschaftliches Institut Universität Freiburg, 1960–68. – Bild aus: Nachkriegsmoderne Schweiz, Basel 2002.
Unten links: Franz Füg, Haus Portmann in Hessighofen, 1962–64. – Bild: Staatskanzlei Solothurn.
Unten rechts: Franz Füg, Pius-Kirche in Meggen, 1960–66. – Bild: Nott Caviezel

nc So sollte man Sie nicht einfach einen Strukturalisten nennen?

ff Das Wort «Strukturalismus» ist von einer Tendenz in der französischen Philosophie übernommen und verspricht daher Prestige ... Das Wort bezeichnet wahrscheinlich Bauten, bei denen die Kräfte linear auf den Baugrund übertragen werden, mit einem Skelett also, zwischen das die Fassadenteile eingebaut sind. Hängt man aber eine Vorhangfassade davor, dann verschwindet der «Strukturalismus» wie in der Trickkiste eines Zauberkünstlers. Wenn man einen Sachverhalt in ein einziges Wort fasst, wird alles unanschaulich und damit auch unzutreffend. Beim Verwenden eines Begriffs muss man nicht viel denken. Beim genauen und differenzierenden Beschreiben hingegen schon.

nc Ist die Pius-Kirche in Meggen (1960–1966) Ihr Hauptwerk?

ff Es ist an anderen, das zu bestimmen. Ich freue mich ebenso am umbaubaren Kinderbett auf Rädern (von 1953) für meine Kinder, an der einen oder anderen Lampe; denke an die Lösung, mit der die Holzstützen des Hauses in Hessigkofen (1962–64) verankert sind, oder an die Einrichtungen und Installationen in den Bauten in Freiburg-Pérolles (mit Jean Pythoud 1960–1968) In naturwissenschaftlichen Instituten auf dem Kontinent seien sie die ersten, die völlig flexibel sind.

nc Was hat Sie auf Ihrem beruflichen Weg besonders geprägt?

ff Von den Personen der Lehrmeister Hans Bracher, natürlich manche Schweizer Berufskollegen und solche, mit denen mich viele Zufälle im Ausland zusammenbrachten: mit Jacob Bakema in Rotterdam, Aulis Blomsted und Heikki Siren in Helsinki, Affonso Eduardo Reidy (Rio de Janeiro), Craig Ellwood (Los Angeles), den beiden Smithsons in London, in Wien Fritz Achleitner und Ottokar Uhl, Roland Schweitzer in Paris oder Peter von Seidlein in München. Und sonst: das eigene Arbeiten und die Neugier, immer auch die Neugier.

nc Wie ist heute Ihr Verhältnis zur Architektur?

ff Die neue Architektur in der Schweiz? Das Angenehme freut mich sehr. Und davon gibt es vieles, oft auch Unscheinbares. Das viele Schlechte bleibt das konstante Ärgernis, das Protzige etwa mit dem vielen Geld, das oft eine verheerende Wirkung hat, und die andauernde Zersiedelung.

Geärgert habe ich mich, als ich entdeckte, dass ich mich beim Schreiben über Architektur und die Arbeit des Architekten nur noch wiederhole. Etwa um 1985 beschloss ich deshalb, es zu lassen. Als der letzte Bau, das Postverteilzentrum in Sitten (1990–1997) fertig gestellt war, ordnete ich meine Sachen samt Bibliothek und habe sie in das Archiv der ETH Lausanne verfrachtet. Bei mir ist kaum mehr etwas zurück geblieben. So habe ich nun Zeit für viele andere Dinge. Wunderbar!

Max Graf

Christoph Wieser (cw) Sie haben mir bereits am Telefon gesagt, dass Sie einmal beinahe aus dem BSA ausgeschlossen worden wären.

Max Graf (mg) Nicht nur einmal! 1985 schrieb ich dem Zentralvorstand des BSA als Antwort auf dessen Einladung für die Jahresversammlung in Gais (Appenzell Ausserrhoden) einen Brief. Er lautete: «Heute ist das provisorische Programm über die kommende BSA-Tagung eingetroffen. Mit Protest sende ich den Quatsch retour. BSA, es fehlt dir an Köpfen – Bäuche und Mägen genügen nicht.» Das gab einen riesigen Aufruhr, der in eine Aussprache mit dem damaligen Stadtbaumeister St. Gallens, Paul Biegger, mündete. Er wollte herausfinden, weshalb ich mich so verhielt. Ich nannte die Gründe, doch im Protokoll stand dann etwas anderes. Deshalb habe ich eine Korrektur verlangt, die auch gemacht wurde: «Max Graf hat keine Ressentiments gegen einzelne Mitglieder [des BSA], verärgert hat ihn, dass man seine Arbeit über das neuere Bauen in der Ostschweiz an der BSA-GV in Appenzell nicht abgegeben hat. Insbesondere aber konnte es Max Graf nicht akzeptieren, wie passiv sich der BSA bei grossen städtebaulichen Problemen rund um St. Gallen verhielt: Museum, Olma, Kreuzbleiche, Kulturzentrum usw. Er meint bei allem Verständnis für die Probleme eines Bürohhabers, die Gruppe Ostschweiz sei zu sehr ein Unternehmerclub. Er würde gerne grössere Aktivitäten bei städtebaulichen Problemen im gesellschaftspolitischen Kontext sehen.»

cw Gesellschaftspolitische Fragen beschäftigen Sie schon lange.

mg Ja, seit meiner Ausbildung an der Hochschule für Gestaltung in Ulm. Diese bereitete einen nicht nur darauf vor, Auftragsarchitekt zu werden, sondern gewichtete auch gesellschaftliche und kulturelle Aspekte stark. Wir mussten viel schreiben, was ich ja auch später immer wieder getan habe, etwa für das St. Galler Tagblatt.

cw Zurück zu Ihrer Ausbildung. Sie absolvierten in Winterthur das «Tech», die heutige Fachhochschule.

mg Ja, gleich nach dem Krieg. Ich merkte aber bald, dass das nicht alles sein konnte. So fuhr ich 1952 für ein Jahr nach Finnland. Im Sommer besichtigte ich allein per Velo die Bauten Alvar Aaltos, die mich sehr beeindruckten.

cw Weshalb gingen Sie 1954 nach Ulm?

mg In Helsinki entdeckte ich das Buch «Form» von Max Bill, dessen Abschluss die geplante HfG in Ulm bildet. Später traf ich Bill. Offenbar sagten ihm meine Arbeiten zu, denn er sagte: «Gut, Sie können kommen.»

cw Zunächst waren Sie jedoch bei Konrad Wachsmann. Weshalb?



Max Graf in der Turnhalle am Burggraben, 16. Juni 2008. – Bild: Christoph Wieser

Max Graf, geb. 1926 in St. Gallen, 1943–45 Lehre als Eisenbetonzeichner, Absolvent des Technikums Winterthur (1945–48) und der Hochschule für Gestaltung in Ulm (1954–58). Seit 1959 eigenes Büro in St. Gallen. 1968–93 verschiedene Lehraufträge an der Schule für Gestaltung in St. Gallen, seit 1976 publizistische Tätigkeit. BSA-Mitglied seit 1970.

mg Bill war damals Rektor. Nach dem einjährigen Vorkurs musste man sich für eine Abteilung entscheiden: Architektur, visuelle Kommunikation, Produktform oder Information. Der Vorkurs war das Beste. Wachsmann gab auf der Durchreise nach Japan ein 14-tägiges Seminar. Als er zurückkehrte und die Abteilungsarbeit begann, besuchte ich seinen Kurs. Die Aufgabe war: Entwickle einen Träger, gleich wie lang und aus welchem Material. Ich entschied mich für Blech. Wachsmann war immer präsent, ging von Student zu Student. Und das Tolle war: Er kannte die richtige Lösung auch nicht! Es war faszinierend, mit einer solchen Persönlichkeit in Kontakt zu kommen! Nachher hat er mich allerdings sitzen lassen: Er wollte meinen Träger als Grundlage für den nächsten Kurs verwenden, ich aber wollte allein weitermachen. Von da an kam er nicht mehr an meinen Tisch – und ich wechselte zu Bill.

Übrigens habe ich bei meinem letzten Bau, der Turnhalle für die Kantonsschule am Burggraben in St. Gallen, die ich 1997 zusammen mit Heinz Müller fertiggestellt habe, meinen Träger in abgewandelter Form eingesetzt. Bei Wachsmann hatte ich herausgefunden, dass die diagonalen Streben in der Mitte dünner sein können als bei den Auflagern. Gerade umgekehrt verhält es sich bei den Ober- und Untergurten. Diese Erkenntnis konnten wir hier bei den Streben umsetzen.

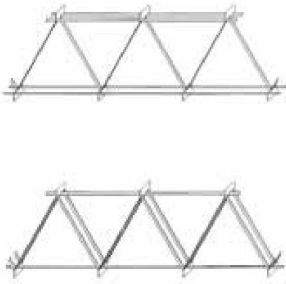
cw Wie war der Unterricht bei Bill?

mg Wir waren einfach Zeichner, machten die Pläne für sein Hochhaus mit Kino in Neuhausen.

cw Und dann gewannen Sie den Wettbewerb für das Oberstufenschulhaus des Pestalozzidorfes in Trogen ...



Max Graf, Oberstufenschulhaus Pestalozzidorf Trogen, 1960. – Bild: Archiv Max Graf



Max Graf, Konrad Wachsmann: Entwicklung eines Trägers in Blech, 1956. Papiermodelle aus einem Papierstreifen geschnitten. – Bild: Dokumente in der HfG-Sammlung, Stadtarchiv der Stadt Ulm



Max Graf und Heinz Müller: Turnhalle Kantonsschule am Burggraben in St. Gallen, 1997. – Bild: Hp. Schiess, Michael Rast

mg ... ja und Bill hat die Arbeit als Diplom akzeptiert, obwohl ich nach seinem Abgang von der HfG Ulm und der Dislokation nach Zürich nie bei ihm im Atelier war.

cw Die Verbindungen des Holzbausystems der Schule erinnern an Wachsmann.

mg Stimmt. Ich habe das System mit dem Holzbauingenieur Willi Menig zusammen entwickelt: einen Ständerbau mit mehrschichtigen Elementen und einem U-Wert, der einer Backsteinwand von 50–60 cm entspricht. Ich sage das gerne, weil die Schule wegen angeblichen Klimaproblemen abgebrochen werden soll. 2006 wurde ein Wettbewerb für einen Neubau ausgeschrieben. Auf meinen Protest hin wurde im Programm immerhin die Sanierung und Ergänzung des Altbaus als Möglichkeit erwähnt. Ich habe mit dem Büro Affolter & Kempster selber mitgemacht. Wir belegten den 4. Rang und waren die Einzigen, die keinen Abbruch vorschauen.

cw Hat sich der BSA gegen den drohenden Abbruch nicht gewehrt?

mg Nein. Eingeladen waren ja meine St. Galler BSA-Kollegen, die alle ausser Paul Knill mitgemacht haben.

cw Sie sind nach wie vor Mitglied des BSA, fühlen sich aber als Aussenseiter. Weshalb sind Sie nie ausgetreten?

mg Weil ich gehofft hatte, auf diese Weise bei anstehenden Problemen Einfluss nehmen zu können. Etwa Mitte der 70er Jahre, als die Verlegung der Olma diskutiert wurde. Zusammen mit Kollegen aus dem Werkbund machten wir auch einen Vorstoss zur Schaffung eines Kulturzentrums.

cw Weshalb konnten Sie dafür keine BSA-Kollegen gewinnen?

mg Weil von denen niemand diese Probleme sah, und keiner wollte es mit den Behörden verderben. Im Werkbund war ein Engagement möglich, weil wir autonome Arbeitsgruppen bildeten. Diese Form würde ich auch dem BSA vorschlagen, jetzt da einige unzufrieden sind.

cw Was ist der Grund dafür?

mg An der Jahreshauptversammlung im April stand einer auf und sagte: «Das Land wird zersiedelt, und wir machen nichts. Wir müssen uns doch wehren.»

cw Haben Sie sich auch geäussert?

mg Nein, ich musste aber schmunzeln und dachte: Wunderbar, jetzt werden sie endlich wach! ■

Benedikt Huber

Christoph Wieser (cw) Herr Huber, wie kam es, dass Sie bereits kurz nach Ihrem Diplom als Redaktor der Zeitschrift *Werk* zu arbeiten begannen?

Benedikt Huber (bh) Ich wurde 1954 gewählt, mit 26 Jahren. 1955 trat ich das Amt unter Alfred Roth an. Wir waren gut befreundet. Nachdem er mich kurz in die Redaktionstätigkeit eingewiesen hatte, flog er in die USA, wo er eine Professur übernahm. In der Folge habe ich das Heft zusammen mit dem Redaktor für Kunst, Heinz Keller, praktisch im Alleingang gemacht. Schon bald wurde ich von Hermann Baur, der die Redaktionskommission präsidierte, angefragt, ob ich BSA-Mitglied werden wolle.

cw Obwohl Sie noch nichts gebaut hatten?

bh Ja. Angefragt wurde ich allein aufgrund meiner Texte. Denn es bestand ein Dilemma: In der Funktion als Werk-Redaktor verfolgte ich alle Versammlungen der Zürcher Ortsgruppe und des Zentralvorstandes, war aber nicht Mitglied des BSA. An den Sitzungen sollte ich Ideen für die Gestaltung der Hefte sammeln. Es war aber eher umgekehrt. Insbesondere vor der Aufnahme neuer Mitglieder wollten sie wissen, was ich von den Kandidaten hielt. Der damalige Zentralpräsident, Hermann Rüfenacht, entschied dann aber, ein solch blutjunger Architekt, der noch nichts gebaut habe, könne erst später aufgenommen werden.

cw Das war 1958 der Fall.

bb Ja, denn inzwischen hatte ich die Thomaskirche in Basel, meinen ersten Bau, fertiggestellt. Als Student hatte ich dafür den Wettbewerb gewonnen.

cw Sie wuchsen in Riehen bei Basel auf, im bestens bekannten «Haus Huber», welches 1929 von Artaria und Schmidt gebaut wurde und das Sie 1993 renovierten. Weshalb gingen Sie nach dem Studium nicht nach Basel zurück?

bb Bereits mit drei Jahren verlor ich meine Mutter und mit 16 meinen Vater. Als Vollwaise konnte und musste ich schon sehr früh mein Leben in die eigenen Hände nehmen, auch wenn ich eine zweite Mutter und viele Geschwister hatte. Nach der Matur studierte ich ein Semester Medizin, dann absolvierte ich an der ETH Zürich das Architekturstudium in kürzester Zeit. Ich hatte das Glück, viele der massgeblichen Architekten schon während des Studiums kennenzulernen. Etwa Haefeli Moser Steiger und Ernst Gisel, in deren Büros ich je ein Praktikum absolvierte. Wir waren eine aufmüpfige Gruppe, gingen an den CIAM und gründeten einen Junior-CIAM. Schon als Student unterhielt ich mich beispielsweise mit Alvar Aalto.

Meine ganze Existenz baute ich zusammen mit meiner Frau in Zürich auf, auch mein Büro. Nach sieben Jahren hörte ich beim Werk auf, weil ich zwei grosse Wettbewerbe gewonnen hatte. Als Nachfolger schlug ich Lucius Burckhardt vor. Der BSA ging darauf ein, obwohl Burckhardt Soziologe und nicht Architekt war. Das war damals ziemlich revolutionär.

cw Und mit denselben Studienkollegen gründeten Sie Ende der 50er Jahre die ZAS, die Zürcher Arbeitsgruppe für Städtebau.

bb Ja, das war 1959. Ein wichtiges Prinzip der ZAS bestand darin, nicht nur Kritik zu üben, sondern immer einen konkreten Gegenvorschlag auszuarbeiten. Etwa als es noch im Gründungsjahr um den Bau der Expressstrassen und später die Abstimmung zum «Y» ging, der geplanten innerstädtischen Verknüpfung der Nationalstrassen.

cw Und wie verhielt sich der BSA während der 68er Unruhen?

bb In der Ortsgruppe Zürich gab es zwei Fraktionen: die Konservativen und die Anderen. Wir haben uns immer als «junge Architekten» bezeichnet. Zu dieser progressiven Gruppe, die auch zu den Gründungsmitgliedern der ZAS gehörte, zählen etwa Eduard Neuenchwander, Rolf Keller, Beate Schnitter, Fritz Schwarz, Jakob Schilling und ich. Dann, während der Jugendunruhen anfangs der 80er Jahre, setzten wir uns für das AJZ ein, das von den Jugendlichen geforderte Autonome Jugendzentrum. Als Provisorium diente ein baufälliges Gebäude an der Limmatstrasse, dort, wo sich heute der Car-Parkplatz befindet. Wir wollten uns für die Jungen einsetzen, nicht zuletzt deshalb, weil die Kinder von einigen von uns ins AJZ gingen. Im Dezember 1980 boten wir der Stadt Hilfe zur Notsanierung des



Benedikt Huber in seinem Büro. Zürich, 2. Juni 2008. – Bild: Christoph Wieser

Benedikt Huber, geb. 1928 in Basel, Architekturstudium an der ETH Zürich, Diplom 1952. Ab 1954 eigenes Büro mit Martha Huber-Villiger in Zürich. 1955–61 leitender Redaktor der Zeitschrift *Werk*. 1959 Mitbegründung der ZAS, 1973–93 Professor für Architektur und Städtebau an der ETH Zürich, 1985 Gastprofessor an der TU Dresden. BSA-Mitglied seit 1958.

nummehr geschlossenen Gebäudes an. Wir versprachen die Verantwortung dafür zu übernehmen, dass die nötigen Vorkehrungen für den Brandschutz und die sanitären Installationen fachgerecht durchgeführt würden, damit das AJZ über Weihnachten wieder geöffnet werden könnte. Fritz Schwarz und Jakob Schilling betätigten sich kurzerhand als Bauleiter. Diese Aktion führte beinahe zu einer Spaltung der BSA-Ortsgruppe Zürich, da der Vorstand diese Massnahmen ohne Befragung der Mitglieder beschlossen hatte! Die restaurativen Kräfte wollten uns aus dem BSA werfen, wegen mangelnder Unterordnung, und weil wir den BSA in ein schlechtes Licht gerückt hatten. Das Ganze war bald hinfällig, denn das AJZ wurde von der Polizei geräumt und abgebrochen.

cw Damals waren Sie bereits Professor an der ETH. Wurde Ihre Parteinahme nicht kritisiert?

bb Nein. Die Architekturabteilung appellierte sogar an den Stadtrat, er solle das Experiment der Jugendlichen wohlwollend prüfen und nicht sofort beenden.

cw Hatte Ihre Berufung mit dem Engagement bei der ZAS zu tun?

bb Nein. Die Professur «Architektur und Raumplanung», die ich bis 1993 innehatte, trat ich 1973 an. Zwei Jahre zuvor gab es an der ETH eine grosse Krise,

in deren Folge einige Lehrstühle nicht, andere auf Druck der Studenten besetzt worden waren. Meine Aufgabe bestand zunächst darin, die Verbindung zwischen der Architekturabteilung und dem ORL, dem Institut für Orts- Regional- und Landesplanung, wieder herzustellen. Am ORL waren damals mehrheitlich Geografen und Juristen angestellt, die wenig mit Architekten zu tun haben wollten.

cw Ist Ihnen der BSA heute noch wichtig?

bh Ja, ich besuche die Veranstaltungen und habe die schöne Aufgabe, meinen Kollegen im Namen der Ortsgruppe zu runden Geburtstagen im hohen Alter zu gratulieren. Zudem verfasse ich in Ergänzung der Todesanzeigen, die an alle Mitglieder verschickt werden, einen Text, in dem das Werk des Verstorbenen gewürdigt wird. Aber es ist auffällig, wie alt BSA-Mitglieder werden. Die leben und leben! Letztes Jahr war ich bei Bruno Giacometti, der seinen 100. Geburtstag feiern konnte. ■



Autonomes Jugend Zentrum (AJZ) an der Limmatstrasse 20 in Zürich, 1980. – Bild: Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich (BAZ)



Benedikt Huber, Tituskirche in Basel, 1964. – Bild: Fritz Maurer

Jean-Marc Lamunière

Anna Schindler (as) Als Sie Anfang der fünfziger Jahre aus Italien nach Genf zurückkehrten, hatten Sie kein Universitätsdiplom in der Tasche. War dies für die Aufnahme in den BSA ein Hindernis?

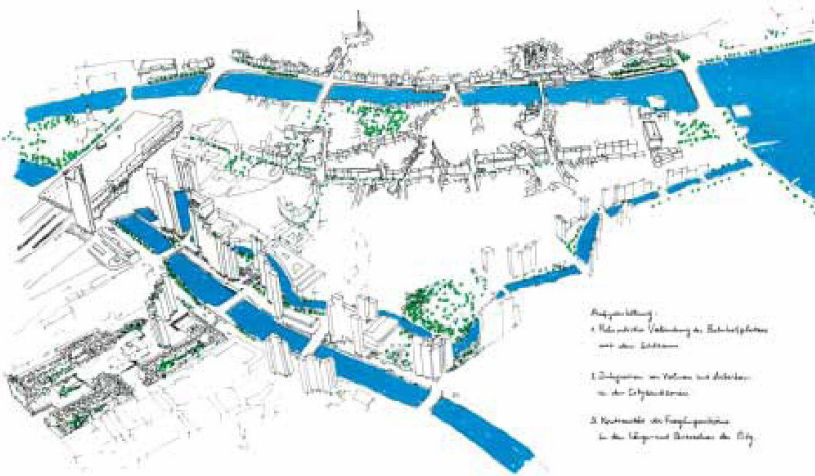
Jean-Marc Lamunière (jml) In den fünfziger Jahren lud der damalige Präsident der Genfer Ortsgruppe, Marcel Bonnard, eine Gruppe junger Architekten ein, sich beim BSA vorzustellen. Dazu gehörten unter anderen Georges Addor, der auch Filmregisseur war, der spätere Präsident Marc Saugey, der sehr spät zum BSA kam, und ich mit noch nicht einmal dreissig Jahren. Das Aufnahmeverfahren umfasste genau wie heute die Präsentation eines Dossiers vor der Ortsgruppe und später beim Zentralkomitee; und der BSA zeigte sich dabei ausgesprochen liberal. Die Tatsache, dass ich kein Universitätsdiplom vorweisen konnte, war für den BSA kein Problem – im Gegensatz zum SIA. Beim BSA schätzte man statt der Theorie die praktische Erfahrung.

as Welche Auswirkungen hatte die Mitgliedschaft beim BSA auf Ihre Arbeit?

jml Mein Wirken im BSA wurde sofort ziemlich militant, denn ich fand mich schon kurz nach dem Eintritt in einer delikaten Situation. Die Expo 64 in Lausanne stand bevor und es ging darum, einen Direktor zu nominieren. Wir Genfer hatten uns an der ausserordentlichen Generalversammlung im Februar 1958 in Bern für Le Corbusier stark gemacht, aber wir standen von Beginn weg auf verlorenem Posten. Hinter den Kulissen hatte Alberto Camenzind das Rennen bereits gemacht – als durchaus intelligenter, gewandter Diplomat. Die Enttäuschung der Nicht-Nomination von Le Corbusier war aber für einige von uns so gross, dass wir eine dissidente Gruppe bildeten. Sie nannte sich «Groupe 11», obschon wir zu Beginn nur zehn Mitglieder waren. Von diesem Zeitpunkt an war ich in der «Groupe 11» viel aktiver als im BSA.

as Die «Groupe 11» verteidigte aber wohl nicht nur Le Corbusiers Ehre. Was waren ihre wichtigsten Anliegen?

jml Wir leisteten Widerstand gegen die offizielle Stadtentwicklungspolitik in Genf. Die «Groupe 11» versammelte sich jeden Montag zu internen Diskussionen, für die jedes Mitglied Referate zu bestimmten wirtschaftlichen oder sozialen Themenkreisen und Problemfeldern verfasste. Unser Ziel war, grundlegende Probleme urbaner Entwicklungsmechanismen zu studieren, um daraus Erkenntnisse für die konkrete Situation der Stadt Genf zu ziehen. Mit diesem Ansatz standen wir den damaligen Tendenzen in den USA nahe. Entsprechend konzipierten wir auch eine Ausstellung zu den Entwicklungen moderner amerikanischer Städte und dem Werk Mies van der Rohe, das uns sehr wichtig schien. Unsere Gruppe verfolgte sehr pragmatische, interdiszi-



Vorschlag der ZAS für die städtebauliche Ausgestaltung bei Verzicht auf die Expressstrasse im Flussraum der Sihl. – Bild aus: ZAS, Zürcher Expressstrassen Variantenvergleich, Zürich 1961

plinäre Ansätze. So engagierten wir uns auch erfolgreich für die Rettung des Wohnhauses Clarté von Le Corbusier.

as ... was wohl nicht von allen Kollegen im BSA geschätzt wurde...

jml Die «Groupe 11» hat zu einem bestimmten Zeitpunkt die Genfer Ortsgruppe des BSA praktisch übernommen. Wir haben Saugy faktisch seiner allzu konzentrierten Macht enthoben und ich wurde Präsident. Wir waren es auch, die dem BSA vorschlugen, Gastmitglieder aus anderen Disziplinen aufzunehmen: Wissenschaftler, Historiker, Soziologen, Ingenieure, Schriftsteller oder Künstler. Erstaunlicherweise fand dieser Vorschlag die Zustimmung des Zentralvorstands.

as Was erhofften sich die Mitglieder der «Groupe 11» durch diese Ausweitung der Disziplinen im BSA?

jml Durch die Zusammenarbeit mit Vertretern anderer wissenschaftlicher Disziplinen wollten die Architekten ihren Einfluss auf die lokale Stadt- und Raumplanung stärken. So führten wir auch Tagungen etwa über Probleme der Architekturausbildung in Genf durch, die noch stark in den «Beaux-arts» verhaftet war. Weiter befassten wir uns mit Ideen zum Bau zeitgemässer Schulhäuser in der Stadt oder mit Strategien zur Entwicklung der sozialen Infrastruktur in Quartieren. Wir gingen zu den Innenarchitekten und brachten ihnen Architektur bei und wir organisierten eine Generalversammlung des BSA in Mailand, um endlich die Tessiner zu motivieren, mit von der Partie zu sein. All diese Aktionen trugen uns ein stetes Interesse der Medien ein. Zudem vertrat unsere Gruppe strenge Grundsätze, vergleichbar denen von Breton in der Surrealistenbewegung: Mitglieder, die unseren Prinzipien zuwiderhandelten und etwa an der Expo 64 teilnehmen wollten, wurden sofort ausgeschlossen. Wir galten als exklusiv und elitär – und konnten uns diese Haltung auch leisten. Schliesslich stammten wir zumeist aus gutsituierten bürgerlichen Familien und hatten stets genügend Arbeit und Aufträge. Wir fuhren schnelle Autos, waren in der Gesellschaft geschätzt, kannten keine finanziellen Sorgen und amüsierten uns gut. In unseren Zirkeln hiessen wir nur die «Marquis rouges».

as Sie befanden sich also in einer komfortablen Lage, um wirksam zu opponieren...

jml Dafür erhielten wir keinerlei Mandate vom Kanton Genf oder von der Eidgenossenschaft. Bis zum heutigen Tag habe ich nie für die beiden gearbeitet. Wir konnten uns zwar den Verzicht auf solche Aufträge leisten, denn wir hatten genügend finanzielle Polster – ausgeschlossen fühlten wir uns aber trotzdem. Die Stadt Genf hat uns im Gegenzug dazu oft unterstützt. Der damalige, einflussreiche Stadtrat Claude Ketterer war sehr offen für zeitgenössische Architektur, er vergab Aufträge wie ein Impresario. Dank ihm habe ich verschiedene wichtige Projekte realisieren können. Ich hatte allerdings immer eine eigenwillige Art, an Dinge heranzugehen, beschäftigte mich neben diesen Mandaten mit

Ideen, die nicht immer vernünftig schienen. Ab und zu verrannte ich mich auch in Utopien und Hypothesen, die weit über die Realität hinausschossen. Deshalb galt ich in Architektenkreisen auch immer als Intellektueller. Grosse Institutionen wie der BSA oder die EPFL in Lausanne haben mich allerdings nie in meinem Wirken behindert – ganz anders als die Lokalpolitik.

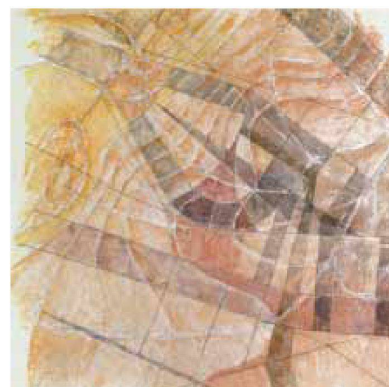
as Wie sah denn die Zusammenarbeit der Genfer Ortsgruppe mit den Deutschschweizern aus angesichts solch unterschiedlicher politischer Hintergründe?

jml Wie überall wurden auch im BSA die wichtigen Entscheidungen nach den Generalversammlungen um Mitternacht im Bistro gefällt, bei einem Glas mit den Deutschschweizern... Dies ist vielleicht mit ein Grund, warum die Romands im BSA eher schüchtern auftraten. Mein persönliches Engagement für den BSA hat mit dem Ende der Aktivitäten der «Groupe 11» um 1967/68 ziemlich nachgelassen. In den siebziger Jahren galt mein Interesse zunehmend amerikanischen Städten, in denen ich auch unterrichtete. Ich habe sogar einen Antrag auf Austritt aus der Ortsgruppe Genf gestellt – dem allerdings nie stattgegeben wurde. ■



Jean-Marc Lamunière, geb. 1925 in Rom, studiert in Genf Kunstgeschichte und in Florenz Architektur. 1953 eröffnet er sein eigenes Büro in Genf. Seither hat er zusammen mit verschiedenen Partnern verschiedene markante Bauten rund um den Lac Léman erstellt, unter anderem etwa das Geschäftshaus Tours de Lancy in Lausanne oder das Gewächshaus des Botanischen Gartens in Genf. BSA-Mitglied seit 1956. – Bild: Archiv Lamunière

Unten links: Stadtentwicklungsstudie Hauts-de-la Servette, Genf, Farbstift und Aquarell auf Karton, 1982.
Unten rechts: Hommage an Maurice Brailard, Farbstift und Aquarell auf Karton, 1982





Filmstill aus «Spielwitz und Klarheit» von Marc Schwarz, aufgenommen im Bagno pubblico in Bellinzona, 2006.

Flora Ruchat-Roncati, geb. 1937 in Mendrisio, 1954–61 Architekturstudium an der ETH Zürich, entwirft, baut und unterrichtet. Eigenes Büro im Tessin, in Rom und in Zürich. Ab 1985 erste weibliche Professur an der ETH Zürich. BSA-Mitglied seit 1978.

Flora Ruchat-Roncati

Sabine von Fischer (svf) Erinnern Sie sich, wie Ihre Aufnahme in den BSA vor sich ging?

Flora Ruchat-Roncati (frr) Es war Ende der 60er oder Anfang der 70er Jahre: sicher eine Zeit, die durch eine politisch engagierte Stimmung geprägt war. Natürlich waren wir stolz, eingeladen zu werden. Zugleich aber waren wir jung und stur, wir wollten unser Verantwortungsbewusstsein beweisen. Diese Mitgliedschaft hätte unserer Meinung nach geheissen, sich an den Privilegien einer Korporation zu beteiligen, die für die Abgrenzung in einem sozialen System stünde: damit wollten wir nichts zu tun haben. Wir, das waren Galfetti, Snozzi, Vacchini und ich. Wir meinten das alles sehr ehrlich, ich glaube ohne Arroganz, immerhin durch Vorurteile geprägt und einfach ein bisschen zu grob.

Der BSA zeigte sich uns gegenüber sehr höflich und offen. Der Vorstand hat uns nach Mailand eingeladen. Wir waren nicht wirklich bereit für eine solche Veranstaltung und doch hat es uns interessiert, und wir sind alle vier hingefahren und haben zusammen gegessen, geplaudert und getanzt. Ich vermute, dass wir aus heutiger Sicht sicher einen lächerlichen Auftritt machten (lacht). Die andere Seite hat uns, ohne uns in die Schranken zu weisen, doch ernst genommen und uns sehr höflich die Freiheit gelassen, ja oder nein zu sagen. Das hat mich dann betroffen gemacht. Das war der Anfang...

Das hört sich nun an wie eine Art Legende. Diese Geschichte zeigt aber auch das Klima, in der die Architektur stattgefunden hat. Wir haben damals nie geglaubt, Weltsysteme neu zu organisieren. Wir haben einfach unseren Auftrag, eine berufliche und soziale Dimension für die Architektur zu vertreten und um-

setzen zu dürfen, sehr ernst genommen. Davon bin ich noch heute überzeugt: Dass der Architekt eine soziale und nicht eine formale Utopie zu verfolgen hat.

svf 1978, so steht es im Verzeichnis, sind Sie dann aufgenommen worden.

frr Die Sache mit Milano war zwischen 1968 und 1970, nachdem wir den Wettbewerb für das Bad in Bellinzona gewonnen hatten. Danach war Ruhe für eine gewisse Zeit. Ich bin dann nach Rom umgezogen, 1974 war das. Und was nachher passierte, geschah eigentlich, ohne dass ich es bemerkte: Irgendwann war ich drin. Eines Tages hat Galfetti mich angerufen und mir gesagt, dass wir nun alle aufgenommen seien. «Du auch», und ich hatte gar nichts dagegen.

svf Wie haben Sie den BSA damals erlebt?

frr Als Verband, der sich für die Qualität des Bauens engagierte und sie durch seine Zeitschrift «Werk» verbreitete, der die Bedeutung der Architektur als kulturellen Beitrag erkennen liess und noch dazu die Projektwettbewerbe förderte.

Von 74 bis 84 war ich in Rom, wo ich ab und zu schweizerische Kollegen durch die Stadt führte. Als ich dann nach Zürich zog, war ich rundum überfordert: mit der Lehre, den Projekten im Büro und der Familie, so habe ich das gesellschaftliche Leben weitgehend vernachlässigt. Ich war bereit für ein kleines Treffen, ein Gespräch, mehr nicht.

svf Über die Professur an der ETH waren Sie präsent.

frr Ja, es war eine Herausforderung, aber auch eine richtige Osmose mit der jungen Generation. Ich habe nicht nur gegeben, ich habe gleich viel bekommen. Und ich erlebe heute noch die Früchte dieser Zeit. Ehemalige Studenten sind begabte Arbeitskollegen geworden, andere kommen zu Besuch, mit Projekten und Kindern. Sicher war es streng, trotzdem würde ich das wieder genauso machen.

svf Und wie erleben Sie den BSA heute?

frr Im letzten Jahr war ich mit dem BSA in Athen. Wie die jungen Basler Kollegen diese Veranstaltung organisiert haben, ist bemerkenswert: der Flug günstig, das Hotel mit einer schönen Dachterrasse sehr angenehm, das Essen gut und die pointierten Vorträge gaben kulturelle Anregungen: Wie beim letzten CIAM – wurden Städtebau und Raumplanung als die aktuellsten Themen diskutiert. Das Picknick vor der Akropolis wurde zum magischen Erlebnis. Bei Sonnenuntergang bestätigte der Parthenon, von seinen Funktionen befreit, die zeitlose Kraft der Architektur. Diese Begeisterung genügt eigentlich als Legitimation des BSA, die ja eine der Grundfragen des Kongresses war.

svf Im Zusammenhang mit Unterricht und Praxis sprechen Sie oft von der sozialen Dimension. Das wurde in Athen auch formuliert.

frr Wie schon gesagt, bin ich überzeugt, dass die soziale Dimension nach wie vor das Hauptthema bleibt. Wie reagiert der Städtebau auf die aktuellen Megacity-Phänomene, auf die Globalcity, welche die Hälfte der

Erdbevölkerung einbezieht, deren Hälfte unter der Armutsschwelle überlebt? Dubais Wolkenkratzer oder Grass' Blechtrommel können nicht die Antworten sein. Wie Mike Davis in «Planet of Slums» ungefähr schreibt: Massenbewegungen statt Immigration, «Völkerwanderung» ohne Rückkehr... Reicht ein Buch, um die dienende Rolle der Architektur und des Städtebaus heute nachdrücklich klar zu machen? Es geht eben nicht nur um die Visualisierung von Fassaden, und auch nicht um Identifikation als selbstbezogene Reaktion.

svf Und wie soll eine neue Generation handeln?

frr Es geht immer noch darum, dass Menschen in den Städten wohnen können. Wie kann man ihnen den Raum erlebbar machen, ihn als wesentlichen Teil einer Kultur anbieten? Darüber hinaus sollten Form und Raum unbedingt auch schön sein... Es geht nicht vorrangig darum, Kunst zu machen, sondern richtige Baukunst umzusetzen. Unausweichlich ist, dass die neue Generation Zeugen ihrer Zeit sind, und dass sie durch die Architektur das eigene Denken pflegen, um auf die heutigen, dringlichen Bedürfnisse reagieren können.

svf Diese Aussage widerspricht in einem gewissen Sinn dem Text von Martin Steinmann im Katalog der Ausstellung «Tendenzen», die 1975 die Tessiner Architektur in den Fokus gerückt hat. Der Text legitimiert den Begriff «Autonomie» für die Architektur. Habt ihr das damals als Widerspruch empfunden?

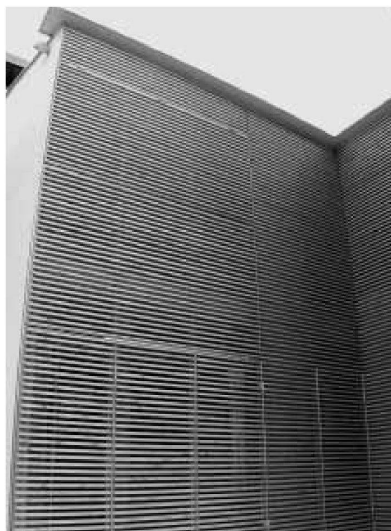
frr Das ist eine schwierige Frage. Die Erinnerung ist sehr nebulös! – Es gibt eine mögliche Interpretation der Rolle der Architektur, in der sie eine Autonomie haben muss: Es geht um ihre Anerkennung als kulturelles Produkt, welches auch die Freiheit des Denkens verlangt. Innerhalb der dienenden Dimension bleibt es eine vorrangige Pflicht, Raum und Form umzusetzen. Da kommt der Ort zur Sprache, als physische und kulturelle Vorgabe, der die Antwort in gewisser Weise schon beinhaltet. Über alle Randbedingungen und Kompromisse hinaus wird die Suche nach Ausgewogenheit in Form und Raum zum privaten Anspruch, den jeder Architekt für sich in der Stille pflegt und als Synthese des Denkens zum Ausdruck zu bringen versucht.

svf Nach der Ausstellung richtete sich die Aufmerksamkeit der Schweizer Architekturszene auf den Tessin. Im Jahr Ihrer Aufnahme in den BSA (1978) sind Sie als Gastprofessorin an die ETH gekommen.

frr Die Abteilung, vorrangig durch Dölf Schnebli unterstützt, hat damals angefangen, Gastprofessuren einzurichten. Der erste war Aldo Rossi. Nachher dann kamen die Tessiner. Fast allen, die in der Ausstellung waren, wurde diese Ehre zuteil. Schon deshalb müssen wir dem Erfinder der «Tendenzen» dankbar sein.

svf Wo ist heute das Zuhause, zwischen Tessin, Rom, Zürich?

frr Es ist Zürich, Rom, Tessin!
Meine Niederlassung in Zürich ist kein Zufall, sondern eine persönliche Wahl. Seit der Studienzeit gefällt mir



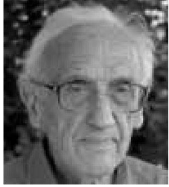
Haus in Riva, 2004 – Bilder: Flora Ruchat-Roncati



Bagno pubblico, Bellinzona, 1967–1970, von Aurelio Galfetti, Flora Ruchat-Roncati und Ivo Trümpy. – Bild: Archivio del Moderno, Mendrisio

Zürich sehr. Die Stadt wirkt für mich wie ein Magnet, wo ich Fragmente meines Lebens zusammenbringen kann.

Kurz vor meiner Emeritierung habe ich in Riva eine Bibliothek eingerichtet, einen schönen Raum, wohin ich alle meine Bücher bringen wollte. Jetzt sind die meisten, sicher die mir wichtigsten, in Zürich geblieben. Zum Teil sind sie in Rom: Im Ganzen ein Durcheinander, der vielleicht meinen nomadischen Hintergrund enthüllt! ■



Franz Füeg

Nott Caviezel: Vous avez été admis en 1957 à la FAS. Est-ce que vous vous en souvenez? Franz Füeg: Je fus surpris lorsque l'on me sollicita pour soumettre un dossier à la FAS parce que je n'avais, à ce moment, réalisé qu'une seule maison d'habitation (la maison Aerny à Feldbrunnen 1953–1955); de plus, elle avait déplu à l'architecte cantonal: il avait dit que «l'on devrait interdire à cet homme de construire». Je fus admis à l'assemblée générale à Morat. L'architecte cantonal vaudois y présenta un plan pour l'Expo de 1964 à Lausanne; un aménagement plaisant de jardin à la française. Au moment de prendre congé, nous étions déjà sur le seuil de la porte, j'ai demandé aux personnes présentes pourquoi il ne suscitait pas d'opposition. Aussitôt Hans Brechbühler prit l'initiative. Quelques-uns contournèrent le lac de Morat et se rendirent à Vallamand. On y décida de convoquer une assemblée générale extraordinaire afin de proposer au Conseil fédéral un architecte d'exposition. J'étais encore novice dans les affaires associatives et je demandai conseil à un juriste afin qu'une telle assemblée soit tenue en conformité aux statuts. L'avocat renonça aux honoraires et le président central fut fâché de l'action menée par les «jeunes». Dans la Schulwarte à Berne, l'assemblée extraordinaire décida de proposer au Conseil fédéral Alberto Camenzind comme architecte en chef d'exposition.

Avec succès! Est-ce que la FAS devrait s'engager plus dans les affaires politiques? Elle l'a toujours fait. Mais la FAS est uniquement ce que ses membres sont et font.

Les étudiants devaient-ils être sensibilisés pendant leurs études à cette responsabilité politique? Les étudiants doivent apprendre le B. A.-BA de la construction, l'éthique et le sens des responsabilités en font

partie. Aucune formation peut offrir tout ce qui serait souhaitable. Dans l'introduction à une conférence, Aurelio Galfetti se présenta de la manière suivante: «Je suis un autodidacte qui a étudié à l'EPF de Zurich». Il poursuit donc une formation continue permanente.

Comment était votre propre enseignement à l'EPF de Lausanne entre 1970 et 1987? Au début, après la création de l'EPF, le département d'architecture avait environ 300 étudiants. Donc des conditions idéales. Mais les étudiants porte-paroles de la dernière année étaient fiers d'avoir provoqués la démission de deux professeurs. Quelques semaines après mon entrée en fonction, il était écrit «Füeg démission!» sur le tableau noir. Les 68ards ne voulaient pas projeter et planifier en dessinant, mais seulement écrire et décrire. J'ai vu des piles entières de classeurs avec de tels textes. Le principe était de rédiger de la théorie de manière anonyme et en groupe. Celui qui ne voulait pas suivre la voie était endoctriné. J'ai vu des jeunes gens pâles et en pleurs soumis à de telles pressions. Après deux ans, le cauchemar était fini.

Mon enseignement n'était pas orienté vers une architecture particulière. Une des bases était le fonctionnalisme de Sullivan. Cette notion a une signification toute différente de celle qui est entrée dans l'histoire de l'architecture. Sullivan décrit le noyau, le germe, dans lequel toutes les propriétés essentielles pour le développement futur sont contenues «de manière organique». Concrètement: un projet d'architecture ne doit pas être développé contre ses propriétés essentielles, mais bien davantage à partir de ses dispositions.¹

Lorsque l'on parle aujourd'hui de Franz Füeg, vient à l'esprit la notion «d'école de Soleure». C'est une belle anecdote. Un collaborateur est parti à Paris. Après trois ans, il vint en visite et parla de leçons d'urbanisme. Le professeur y aurait évoqué «l'école de Soleure». Il demanda de quoi il s'agissait et si je connaissais quelque chose de ce genre. Quelques jours plus tard, Jürgen Joedicke arriva au bureau. Je lui ai raconté l'anecdote et il l'a ensuite sérieusement transformée en une «école de Soleure». Mais les cinq «soleurois» étaient simplement des amis et des collègues. Je ne sais pas pourquoi quelques affinités les unissent. Elles relèvent probablement plutôt du facteur humain. Par ailleurs, chacun d'entre-nous se distingue aussi clairement des autres et ne se laisse pas simplement appréhender par un terme générique.

On ne devrait donc pas simplement vous considérer comme un structuraliste. Le terme «structuralisme» est repris d'un courant de la philosophie française et promet de ce fait du prestige... Le terme désigne probablement des constructions dans lesquelles les forces sont transmises linéairement au terrain, avec une ossature où sont intégrées les parties de façade. Mais si l'on suspend une façade-rideau devant la structure, alors le «structuralisme» disparaît comme dans la

caisse d'un magicien. Si l'on appréhende une réalité avec un seul terme, alors les choses deviennent intelligibles et perdent ainsi leur pertinence. Lorsque l'on emploie un terme, l'on ne doit pas beaucoup réfléchir. Mais si l'on décrit une réalité de manière précise et différenciée, c'est le cas.

Est-ce que l'église Saint Pie à Meggen (1960–1966) est votre œuvre majeure? Il appartient à d'autres que moi de le définir. J'ai autant de plaisir au lit transformable sur roues (1953) pour mes enfants ou à l'une ou l'autre des lampes; je me souviens de la solution avec laquelle les poteaux en bois de la maison à Hessigkofen (1962–64) sont ancrés ou aux aménagements et installations dans les bâtiments à Fribourg-Pérolles (avec Jean Pythoud 1960–1968). Dans les instituts de sciences naturelles sur le continent, il semblerait qu'ils soient les premiers à être totalement flexibles.

Qu'est-ce qui vous a particulièrement marqué dans votre parcours professionnel? J'ai été particulièrement marqué par le maître d'apprentissage Hans Bracher, naturellement par des confrères suisses et des personnes que j'ai rencontrés à de multiples occasions à l'étranger: Jacob Bakema à Rotterdam, Aulis Blomstedt et Heikki Siren à Helsinki, Affonso Eduardo Reidy (Rio de Janeiro), Craig Ellwood (Los Angeles), les deux Smithson à Londres, à Vienne Fritz Achleitner et Ottokar Uhl, Roland Schweitzer à Paris ou Peter von Seidlein à Munich. Et sinon j'ai été animé par mes propres travaux et la curiosité, toujours la curiosité.

Quel est aujourd'hui votre rapport à l'architecture? La nouvelle architecture en Suisse? Ce qui est agréable me fait très plaisir. Il y a de nombreuses choses, même si elles sont peu spectaculaires. Les nombreuses mauvaises réalisations sont une contrariété permanente, en particulier le tape-à-l'œil construit à grands frais et produisant souvent un effet catastrophique et, enfin, le mitage du territoire. Je me suis fâché quand j'ai découvert que je ne faisais plus que me répéter lorsque j'écrivais sur l'architecture et le travail d'architecte. Autour de 1985, j'ai donc décidé de cesser d'écrire. Lorsque le dernier bâtiment, le centre de distribution postal de Sion a été achevé (1990–97), j'ai rangé mes affaires, la bibliothèque incluse, et je les ai déposées aux archives de l'EPF à Lausanne. Chez moi, je n'ai presque rien gardé. C'est ainsi que j'ai maintenant le temps pour beaucoup d'autres choses. Magnifique!

¹ Cette question est développée dans «Apprendre à enseigner l'architecture». Ecole polytechnique fédérale, Département d'architecture, Lausanne 1987.

Prof. Dr. h. c. Franz Füeg, né en 1921 à Soleure, apprentissage de dessinateur en bâtiment chez Hans Bracher en 1938–1940, puis travail chez Robert Winkler à Zurich. Travail dans le bureau Kraayvanger à Rotterdam en 1947–1949. Ouverture de son propre bureau à Soleure en 1953, à Zurich dès 1975. Collaboration avec Melchior Wyss dès les années 1980, entre 1991 et 1997 bureau «Franz Füeg, Melchior Wyss architectes». Rédacteur de la revue «Bauen + Wohnen» de 1958 à 1961. Professeur à l'EPF Lausanne entre 1970 et 1987. Membre FAS depuis 1957.



Max Graf

Christoph Wieser: Déjà au téléphone, vous m'avez dit qu'une fois vous avez été presque exclu de la FAS.
Max Graf: Pas seulement une fois ! En 1985, j'écrivis une lettre au comité central de la FAS en réponse à son invitation à l'assemblée générale à Gais (Appenzel Rhodes-Extérieures). Elle disait : «le programme provisoire de la prochaine assemblée générale est arrivé. Je proteste et vous renvoie cette idiotie. FAS, tu manques de cerveaux, des ventres et des estomacs ne suffisent pas». Cela suscita d'énormes remous qui débouchèrent sur un entretien avec Paul Biegger qui était alors l'architecte de la ville de Saint-Gall. Il voulut savoir pourquoi je me comportais ainsi. J'ai demandé un rectificatif qui fut apporté : «Max Graf n'a pas de ressentiments contre des membres individuels (de la FAS), ce qui l'a fâché, c'est que son travail sur l'architecture récente en Suisse orientale n'ait pas été remis à l'assemblée générale de la FAS à Appenzel. Mais en particulier, Max Graf ne peut accepter la passivité de la FAS dans les grandes questions urbaines de l'agglomération de Saint-Gall : musée, Olma, Kreuzbleiche, centre culturel, etc. Il comprend certes les difficultés des propriétaires de bureau, mais il estime que la section de Suisse orientale est trop nettement un groupe d'entrepreneurs. En matière d'urbanisme, il souhaiterait une activité plus soutenue au niveau du contexte socio-politique.»

Les questions socio-politiques vous préoccupent depuis longtemps. Oui, depuis ma formation à l'École supérieure d'Ulm (Hochschule für Gestaltung). Elle nous préparait à ne pas être simplement des architectes qui réalisent des mandats, mais accordait aussi une grande importance aux aspects sociaux et culturels. Nous devions beaucoup écrire, ce que j'ai aussi fait plus tard, par exemple, pour le St. Galler Tagblatt.

Mais revenons à votre formation. Vous avez terminé le «tech» à Winterthour, l'actuelle haute école spécialisée. Oui, juste après la guerre. Mais je me rendis bientôt compte que c'était insuffisant. C'est la raison pour laquelle je suis parti en 1952 pour une année en Finlande. En été, j'ai visité seul à bicyclette les bâtiments d'Alvar Aalto qui m'impressionnèrent.

Pourquoi êtes-vous allé en 1954 à Ulm ? À Helsinki, j'ai découvert le livre «Form» de Max Bill dont la fin traite du projet de l'école à Ulm. Plus tard, j'ai rencontré Bill. Apparemment mes travaux lui plurent, car il me dit : «Bien, vous pouvez venir.»

Au début, vous étiez pourtant chez Konrad Wachsmann. Pourquoi ? Bill était alors directeur. Après un cours d'introduction d'une année, on devait choisir un département : architecture, communication visuelle, design de produit ou information. Le cours d'introduction était la meilleure chose. Wachsmann, de passage pour le Japon, donna un séminaire de deux semaines. Quand il revint et débuta son travail dans le département, j'assistais à son cours. La tâche était la suivante : développer un élément porteur, sa longueur et le matériau sont indifférents. Je choisis la tôle. Wachsmann était toujours présent, il passait d'étudiant en étudiant. Et ce qui était fou est qu'il ne connaissait pas lui-même la bonne solution ! Les échanges avec une telle personnalité étaient fascinants ! Plus tard, il m'a toutefois laissé tomber : il voulut utiliser mon élément porteur pour le prochain cours, mais je voulais continuer seul. À partir de ce moment, il n'est plus venu à ma table et je suis allé chez Bill.

J'ai d'ailleurs employé mon élément porteur, avec une forme modifiée, dans ma dernière réalisation, la salle de gymnastique du gymnase am Burggraben à Saint-Gall que j'ai achevé en 1997 avec Heinz Müller. Chez Wachsmann, j'avais découvert que les éléments de triangulation pouvaient être plus fins au milieu que sur les points d'encastrement. C'est exactement le contraire dans les pièces supérieures et inférieures du cadre. Nous avons pu appliquer ici ces connaissances aux éléments diagonaux.

Comment se déroulait l'enseignement chez Bill ? Nous étions simplement des dessinateurs et établissions les plans pour sa tour avec un cinéma à Neuhausen.

Et ensuite vous avez gagné le concours pour le bâtiment scolaire des degrés supérieurs du village Pestalozzi à Trogen oui, et Bill a accepté le travail comme diplômé bien que je n'aie jamais été dans son atelier après son départ de l'école d'Ulm et la dislocation à Zurich.

L'assemblage du système de construction en bois rappelle Wachsmann. C'est exact. J'ai développé le système avec Willi Menig, un ingénieur civil spécialisé dans le bois : une construction avec des éléments porteurs verticaux multicouches et un coefficient U qui correspond à une paroi de briques de 50 à 60 cm. Je rappelle cela parce que l'école doit être démolie so disant pour des problèmes thermiques. En 2006, un concours pour un nouveau bâtiment a été lancé. Suite à mes protestations, l'on a toutefois mentionné la possibilité d'assainir l'ancien bâtiment et de créer une extension. J'ai moi-même participé avec le bureau Afolter & Kempter. Nous avons obtenu le 4^e rang et avons été les seuls à ne pas prévoir de démolition.

Est-ce que la FAS est intervenue contre la menace de démolition ? Non. Mes collègues saint-gallois de la FAS étaient invités et ils ont tous participé à l'exception de Paul Knill.

Vous êtes toujours membre de la FAS, mais vous avez le sentiment d'être un marginal. Pourquoi n'avez-vous jamais démissionné ? Parce que j'avais espéré de cette manière exercer une influence sur les problèmes en suspens. Au milieu des années 1970 lorsqu'il fut question de déplacer l'Olma, des collègues du Werkbund et moi-même nous avons fait une avancée en faveur de la création d'un centre culturel.

Pourquoi n'avez-vous pas réussi à gagner à cette idée des confrères de la FAS ? Parce que personne ne voyait ces problèmes et personne ne voulait entrer en conflit avec les autorités. Au Werkbund, un engagement était possible parce que nous formions des groupes de travail autonomes. Je propose cette forme également à la FAS puisque certains sont maintenant mécontents.

Quelle est la raison de ce mécontentement ? Lors de l'assemblée générale en avril, quelqu'un s'est levé et a dit : «le mitage du territoire menace le pays et nous ne faisons rien. Nous devons nous défendre».

Est-ce que vous vous êtes aussi exprimé ? Non, mais j'ai dû sourire et j'ai pensé : magnifique, enfin ils se réveillent !

Max Graf, né en 1926 à Saint-Gall, 1943-45 apprentissage comme dessinateur en béton armé, diplômé du technicum de Winterthour (1945-1948) et de la haute école à Ulm (Hochschule für Gestaltung) (1954-58). Depuis 1959, bureau indépendant à Saint-Gall. 1968-93 différentes charges d'enseignement à la Schule für Gestaltung à Saint-Gall, depuis 1976 activités de publiciste. Membre FAS depuis 1970.



Benedikt Huber

Christoph Wieser: Comment se fait-il que vous ayez débuté comme rédacteur de la revue Werk déjà peu de temps après l'obtention de votre diplôme ?
Benedikt Huber: J'ai été nommé en 1954 à l'âge de 26 ans. En 1955, j'ai pris mes fonctions sous la direction d'Alfred Roth. Nous étions de bons amis. Après m'avoir brièvement introduit au travail de rédacteur, il s'en vola pour les Etats-Unis où il assura une charge d'enseignement. Ensuite, j'ai assuré la parution de la revue pratiquement seul avec le rédacteur Heinz Keller qui se chargeait de l'art. Peu de temps après, Hermann Baur, qui présidait la commission de rédaction, me demanda si je voulais devenir membre de la FAS.

Bien que vous n'ayez encore rien construit ? Oui. Je fus sollicité uniquement sur la base de mes textes.

Car il y avait un dilemme : Je suivais, en tant que rédacteur de *Werk*, toutes les séances de la section zurichoise et du comité central, mais je n'étais pas membre de la FAS. Lors des séances, je devais collecter des idées pour les futurs numéros de la revue. Mais ce fut plutôt le contraire qui se produisit. En particulier avant l'admission de nouveaux candidats, les membres du comité voulaient savoir ce que je pensais d'eux. Hermann Rüfenacht, le président central de l'époque, décida cependant qu'un architecte aussi jeune qui n'avait encore rien construit ne pourrait être admis que plus tard.

Ce fut le cas en 1958. Oui, car entre temps j'avais achevé l'église Saint-Thomas à Bâle, ma première réalisation. En tant qu'étudiant, j'avais gagné le concours pour ce bâtiment.

Vous avez grandi à Riehen, près de Bâle, dans la célèbre «maison Huber» qui fut construite en 1929 par Artaria et Schmidt et que vous avez rénovée en 1993. Pourquoi n'êtes-vous pas retourné à Bâle après vos études ? J'ai perdu ma mère à l'âge de 3 ans déjà et mon père à l'âge de 16 ans. En tant qu'orphelin, je pus et je dus déjà prendre en main mon existence à un très jeune âge, même si j'avais une deuxième mère et beaucoup de frères et sœurs. Après la maturité, j'ai étudié la médecine pendant un semestre, puis j'ai fait des études d'architecture à l'EPF de Zurich dans les plus brefs délais. J'eus la chance de connaître de nombreux architectes importants déjà pendant les études. Par exemple Haefeli Moser Steiger et Ernst Gisel dans le bureau desquels j'ai accompli un stage. Nous étions un groupe rebelle, nous allions encore au CIAM et avons fondé un CIAM-junior. Déjà en tant qu'étudiant, je m'entretins, par exemple, avec Alvar Aalto.

Je bâtis toute mon existence avec mon épouse à Zurich où se trouvait aussi mon bureau. Après sept ans, j'ai cessé de travailler pour *Werk* parce que j'avais gagné deux grands concours. Comme successeur, je proposai Lucius Burckhardt. La FAS suivit ma proposition bien que Burckhardt était sociologue et non architecte. C'était assez révolutionnaire à l'époque.

Et avec les mêmes camarades d'étude, vous avez fondé, à la fin des années 1950, le ZAS, le groupe de travail zurichois pour l'urbanisme. Oui, c'était en 1959.

Un principe important du ZAS était de ne pas produire uniquement de la critique, mais de toujours développer une contre-proposition concrète. Par exemple quand il était question, encore dans l'année de la fondation, de construire des voies rapides et, plus tard, lors de la votation sur l'«Y», l'interconnexion des autoroutes en milieu urbain.

Et comment la FAS s'est-elle comportée lors des troubles de 1968 ? Dans la section zurichoise, il y avait deux fractions : les conservateurs et les autres. Nous nous sommes toujours qualifiés de «jeunes architectes». À ce groupe progressif qui faisait aussi partie des membres fondateurs de la ZAS appartenaient notamment Eduard Neuwander, Rolf Keller, Beate Schnitter, Fritz Schwarz, Jakob Schilling et moi-même. Ensuite, pendant le mouvement de jeunesse au début des années 1980, nous nous sommes engagés en faveur de l'AJZ, le centre autonome, réclamé par les jeunes. À titre provisoire y fut affecté un bâtiment nécessitant des travaux à la Limmatstrasse, là où se trouve aujourd'hui le parking des cars. Nous voulions nous engager en faveur des jeunes, en dernier ressort parce que les enfants de certains d'entre nous fréquentaient l'AJZ. En décembre 1980, nous avons offert à la ville une aide pour un assainissement d'urgence du bâtiment entre temps fermé. Nous avons promis d'assumer la responsabilité pour que les mesures anti-incendies et les installations sanitaires soient réalisées dans les règles de l'art afin que l'AJZ puisse être ouvert à nouveau pour Noël. Fritz Schwarz et Jakob Schilling se proposèrent pour assurer la direction des travaux. Cette action à presque conduit à une scission de la section zurichoise de la FAS car le comité avait décidé ces mesures sans consulter les membres ! Les forces conservatrices voulaient nous exclure de la FAS pour insubordination et parce que nous avions mis la FAS dans une mauvaise lumière. Toute l'affaire fut bientôt caduque car l'AJZ fut évacuée par la police et démolie.

À l'époque vous étiez déjà professeur à l'EPF. Votre prise de position n'a-t-elle pas été critiquée ? Non. Le département d'architecture fit même appel au Conseil administratif pour qu'il examine l'expérience avec bienveillance et ne l'interrompe pas immédiatement.

Y a-t-il un lien entre votre nomination et l'engagement au sein du ZAS ? Non. J'ai obtenu en 1973 la chaire «architecture et aménagement du territoire» que j'ai occupée jusqu'en 1993. Deux ans auparavant, il y eut une grande crise à l'EPF à la suite de laquelle certaines chaires ne furent pas occupées et d'autres occupées sous pression des étudiants. Ma mission consistait d'abord à rétablir le lien entre le département d'architecture et l'ORL, l'institut pour l'aménagement du territoire urbain, régional et national. À l'ORL étaient alors majoritairement engagés des géographes et des juristes qui voulaient avoir peu à faire avec les architectes.

La FAS est-elle encore importante pour vous aujourd'hui ? Oui, j'assiste aux manifestations et j'ai la belle mission de féliciter mes confrères âgés au nom de la section lors des anniversaires ronds. De plus, je rédige un texte présentant l'œuvre du défunt en complément aux avis mortuaires qui sont envoyés à tous les membres. Mais il est manifeste que les membres FAS deviennent très vieux. Ils vivent et vivent encore ! L'année dernière, j'étais auprès de Bruno Giacometti qui a pu fêter son 100^e anniversaire.

Benedikt Huber, né en 1928 à Bâle, études d'architecture à l'EPF de Zurich, diplômé en 1952. Depuis 1954 propre bureau à Zurich avec Martha Huber-Villiger. 1955-61 rédacteur en chef de la revue «*Werk*». 1959 cofondateur du ZAS (Zürcher Arbeitsgruppe Städtebau), 1973-93 professeur d'architecture et urbanisme à l'EPF Zurich, 1985 professeur invité à la TU Dresde. Membre FAS depuis 1958.



Jean-Marc Lamunière

Anna Schindler : Quand vous êtes rentré à Genève après vos études en Italie, vous aviez une vision radicale de la modernité – et pas de diplôme universitaire. Cela vous a-t-il posé des problèmes pour devenir membre de la FAS ? Jean-Marc Lamunière : Il y avait à l'époque, dans les années 50, un président de la section genevoise sympathique qui s'appelait Marcel Bonnard. Il nous a invités, un certain nombre de jeunes architectes – je n'avais même pas 30 ans. Parmi nous, il y avait Georges Addor, qui était aussi régisseur, et Marc Saugey, le futur président, qui est entré très tard dans la FAS. Il fallait fournir à la section ensuite au comité central un dossier sur les constructions réalisées – comme aujourd'hui. La FAS était pourtant assez libre : le fait que je n'aie jamais passé mon diplôme d'université m'a créé plus de problèmes avec la SIA. A la FAS on estimait la pratique plus que la théorie. Comme mon professeur m'avait dit : «Lamunière vous êtes trop abstrait, il faut entrer dans la pratique !»

Quelles conséquences votre engagement au sein de la FAS a-t-il eu sur votre travail ? Mon engagement a pris une tournure très militante car nous étions plongés dans un contexte délicat. On approchait de l'Exposition nationale de 1964 et c'était une grande bagarre pour nommer le directeur. La section genevoise soutenait la nomination de Le Corbusier. Nous sommes allés nous battre à Berne à l'assemblée générale de

la FAS, mais nous nous sommes fait complètement écraser. Il y avait déjà Alberto Camenzind derrière qui était un être tellement diplomate, intelligent et habile. La nomination de Le Corbusier constituait un échec. Par conséquent certains d'entre nous ont ainsi formé un groupe dissident. Celui-ci s'est appelé le «Groupe 11» – même si au début nous étions seulement 10 membres. Ensuite j'ai beaucoup plus milité dans ce groupe qu'à la FAS.

Mais le Groupe 11 ne défendait pas seulement l'honneur de Le Corbusier? Quelles étaient ses activités les plus importantes? On s'opposait à la politique de l'aménagement du territoire à Genève telle qu'elle était menée. Le «Groupe 11» se réunissait en séminaire d'urbanisme tous les lundis. Chacun devait fournir des rapports sur les secteurs économiques ou sociaux. On étudiait tous les problèmes généraux que pose l'équipement d'une cité, pour arriver enfin à tirer des conclusions utiles pour la Ville de Genève. Dans ce sens, on était assez proche de l'esprit américain comme en témoigna une exposition sur l'urbanisme aux Etats-Unis et sur l'œuvre de Mies van der Rohe, très important à nos yeux. Très pragmatique, notre groupe anticipait des méthodes de collaboration pour des nouvelles approches de l'urbain. Comme ça nous avons aussi réussi la sauvegarde de la Clarté de Le Corbusier.

Supposons que pas tous vos collègues à la FAS estimaient ces actions assez subversives... Le Groupe 11 a pratiquement pris en main la FAS genevoise. Nous avons écarté Saugy au pouvoir trop hégémonique et je suis devenu président. Nous avons alors proposé – justement en rapport avec nos intérêts interdisciplinaires – de nommer des membres associés: des chercheurs, des historiens, des sociologues, des ingénieurs, des écrivains, des artistes. Cette proposition fut acceptée par le comité central.

Qu'est-ce que vous souhaitiez changer en ouvrant la FAS pour des approches interdisciplinaires? Nous souhaitions exercer une influence sur l'urbanisme et l'aménagement du territoire en nous associant à d'autres disciplines. C'est pour cela que nous avons par exemple mis en place des séminaires en rupture avec l'enseignement genevois, encore très «beaux-arts» à l'époque, séminaires destinés à travailler sur les bâtiments scolaires ou sur les équipements des quartiers. Nous sommes allés enseigner l'architecture aux architectes d'intérieur et avons organisé une assemblée générale de la FAS à Milan en 1968, afin d'accueillir les Tessinois. Les journaux se sont intéressés à nous et nous sommes tout de suite bien passés dans les médias. En outre, notre groupe avait une attitude assez exclusive, très comparable à celle de Breton dans le mouvement surréaliste. On était vite prêt à exclure un membre qui ne répondait aux principes qu'on défendait: par exemple de ne pas participer à l'Exposition nationale. Le «Groupe 11» était un mouve-

ment assez radical. Nous étions majoritairement issus de familles bourgeoises et avions déjà beaucoup de réalisations à notre actif, ce qui confortait notre posture d'opposition. Nous possédions des voitures de sport, étions assez à l'aise et nous nous amusions bien. C'est pour cela que nous étions surnommés «les marquis rouges».

Vous vous trouviez dans une bonne position pour une opposition efficace alors... En revanche nous étions exclus de tout mandat par le canton de Genève: Je n'ai jamais eu de mandat cantonal ni au niveau de la Confédération helvétique. Il nous était possible d'être exclus des instances du pouvoir en raison des ressources économiques à notre disposition. Nous nous sentions tout de même exclus. A l'inverse, la Ville de Genève nous a beaucoup soutenus. Il y avait Claude Ketterer, un magistrat très libre, ouvert à l'architecture contemporaine qui agissait comme un imprésario. Grâce à lui, j'ai pu réaliser des projets importants. Je réalisais pourtant toujours une œuvre particulière en parallèle à ces mandats. Je me suis au demeurant parfois lancé dans des idées et des hypothèses qui dépassaient la réalité... C'est pour cela que j'ai souvent été traité d'intellectuel. Néanmoins, je n'ai jamais été bridé dans mes idées par les grandes institutions telles l'EPFL ou la FAS. En revanche, j'ai beaucoup subi les désagréments de la politique locale.

Vu ces approches politiques différentes – est-ce que la section genevoise de la FAS arrivait à collaborer avec les sections alémaniques? Comme partout, les décisions importantes furent prises au bistro – alors il fallait rester jusqu'à minuit après les assemblées pour boire un verre avec les Alémaniques... C'est peut-être pour cette raison que les Romands étaient souvent assez timides dans la FAS. Et avec la fin des actions du «Groupe 11» en 1967/68, je me suis peu à peu détaché de tout cela. Mes intérêts dans les années 70 se concentraient plutôt sur les Etats-Unis, où j'allais enseigner. J'ai même donné ma démission à la section genevoise – qui n'a jamais été acceptée d'ailleurs.

Pourquoi est-ce que vous aviez perdu l'intérêt? Parce que la section genevoise se trouvait d'un coup agrandie par un nombre d'architectes très engagés dans la promotion immobilière. Il y a une certaine tradition de l'immobilier à Genève qui date du XIX^e siècle, mais alors elle commençait à devenir incompatible avec mon éthique. En effet, alors que l'association de la «Chambre immobilière de Genève» n'était qu'un groupe de promoteurs, on a vu arriver à la FAS de nouveaux membres qui étaient également... membres de cette chambre immobilière – ce mélange des genres ne pouvait pas aller! La FAS a même dû s'allier avec la SIA et l'AGA à Genève pour la défense des architectes. Et pourtant la FAS devrait défendre l'architecture, pas les architectes...

Aujourd'hui être membre de la FAS se base de nouveau plus sur le mérite et le talent. Pourtant la FAS est restée un peu comme le conseil des 200 à Genève: c'est une forme d'aristocratie architecturale. Et quand même je ne connais qu'un architecte qui a refusé d'y déposer un dossier...

Jean-Marc Lamunière, né à Rome en 1925, fait des études classiques à Genève, puis étudie l'architecture à l'université de Florence. En 1953, il ouvre son bureau à Genève et construit dès lors, avec ses associés, plusieurs œuvres marquantes, dont les Tours de Lancy, la tour Edipresse à Lausanne ou la serre méditerranéenne du jardin botanique à Genève. Membre de la FAS depuis 1956.



Flora Ruchat-Roncati

Sabine von Fischer: Vous souvenez-vous comment s'est faite votre admission au sein de la FAS? Flora Ruchat-Roncati: C'était à la fin des années soixante ou au début des années soixante-dix: bien entendu, une époque marquée par une atmosphère d'engagement politique. Naturellement nous étions fiers d'y être invités. Mais en même temps nous étions jeunes et obstinés, nous voulions prouver notre sens des responsabilités. Cette admission aurait, d'après nous, impliquée de prendre part aux privilèges d'une corporation qui représentait l'isolement dans un système social: Nous ne voulions en aucun cas y être associés. Nous, c'était Galfetti, Snozzi, Vacchini et moi. Nous pensions cela très sincèrement, sans arrogance je crois, mais tout de même en étant imprégnés d'idées reçues et tout simplement un peu trop balourds.

La FAS s'est montré ouverte et très courtoise à notre égard. La direction nous a invités à Milan. Nous n'étions pas vraiment préparés à une rencontre pareille, mais quand même intéressés, et nous y sommes allés tous les quatre; nous avons dîné, discuté et même dansé ensemble. Aujourd'hui, j'imagine que nous y avons fait une entrée en scène plutôt ridicule. Nos hôtes nous ont malgré tout pris au sérieux, sans nous remettre à notre place, et nous ont très courtoisement laissé la liberté de d'accepter ou de refuser. Ce qui m'a beaucoup touché. C'était le début...

Ça sonne comme une sorte de légende maintenant, mais cette histoire montre dans quelle atmosphère l'architecture avait lieu. A cette époque, nous n'avons jamais cru réorganiser le monde. Nous avons simplement pris très au sérieux notre mission de défendre et

de réaliser une dimension sociale et professionnelle de l'architecture. Encore aujourd'hui, j'en suis convaincue: l'architecte doit poursuivre une utopie sociale et non une utopie formelle.

En 1978, comme l'indique l'annuaire, vous avez donc été admise. L'histoire de Milan s'est passée entre 1968 et 1970, après que nous ayons remporté le concours pour les bains publics de Bellinzona. Après, ce fut calme pour un certain temps. J'ai ensuite déménagé à Rome, c'était en 1974. Et ce qui arriva alors, se fit pratiquement sans que je m'en aperçoive: un beau jour j'en fis partie. Galfetti m'a appelé un jour et m'a dit que nous étions tous admis. «Toi aussi», et je n'avais absolument rien contre.

Comment avez-vous vécu la FAS à l'époque? Comme une organisation qui s'engageait pour la qualité de la construction et qui la diffusait à travers son journal «Werk». La FAS oeuvrait pour que l'architecture soit reconnue comme un apport culturel, et, en plus, elle favorisait des concours.

De 1974 à 1984 j'étais à Rome, où, de temps en temps, je faisais visiter la ville à des collègues suisses. Quand, ensuite, j'ai déménagé à Zurich, je fus complètement dépassée... par l'enseignement, les projets au bureau et la famille. J'ai ainsi largement négligé la vie sociale. J'étais prête à accepter un bref rendez-vous, un entretien, mais pas plus.

Mais vous étiez très présente comme professeur à l'EPF de Zurich. Oui, c'était un défi, mais aussi une véritable osmose avec la nouvelle génération. Je n'ai pas seulement donné, j'ai reçu tout autant. Et je profite encore aujourd'hui des fruits de cette période. Certains anciens élèves sont devenus des collègues doués, d'autres viennent me rendre visite avec des projets et des enfants. Bien sûr, c'était dur, mais malgré tout, je le referais de la même façon.

Et quel regard portez-vous sur la FAS aujourd'hui? L'année passée j'étais à Athènes. La façon avec laquelle les jeunes collègues de Bâle ont organisé cet événement est remarquable: un vol à bon prix, un hôtel très agréable avec une belle terrasse, de bons repas et des conférences pertinentes et culturellement stimulantes: Comme lors du dernier CIAM, l'urbanisme et l'aménagement du territoire furent débattus comme les sujets les plus actuels. Le pique-

nique au pied de l'Acropole fut une expérience magique. Et dans le coucher de soleil, le Parthénon, libéré de ses fonctions, réaffirma la force intemporelle de l'architecture. Cet enthousiasme suffit déjà comme légitimation de la FAS, (une des questions centrales de ce congrès).

En rapport à l'enseignement et la pratique, vous parlez souvent de la dimension sociale. Ce fut aussi un sujet abordé à Athènes. Comme je l'ai déjà dit, je suis convaincue que la dimension sociale demeure comme auparavant le thème principal. Comment réagit l'urbanisme aux phénomènes actuels des mégacités, à la Globalcity, qui regroupe la moitié de la population mondiale, dont la moitié elle-même vit en dessous du seuil de pauvreté. Les gratte-ciels à Dubai ou «Le Tambour» de Grass ne peuvent pas en être les réponses. Comme l'écrit Mike Davis dans «Planet of Slums»: mouvement de masses plutôt qu'immigration, «migration» sans retour... Est-ce qu'un livre suffit aujourd'hui pour mettre fermement en évidence que l'architecture et l'urbanisme doivent surtout servir? Il n'est pas question ici de rendus de façade ni d'identification comme réaction autoréférentielle.

Et comment doit agir une nouvelle génération? Il en va toujours et encore de ce que les hommes puissent habiter les villes. Comment peut-on créer un espace viable, présenter l'espace comme une composante culturelle essentielle? Et au-delà de ces considérations, forme et espace devraient être impérativement beaux... il ne s'agit pas de faire de l'art avant tout, mais de pratiquer l'art de bâtir. Il est inévitable que la nouvelle génération soit témoin de sa propre époque, et qu'elle cultive à travers l'architecture son esprit critique, pour pouvoir réagir aux besoins urgents actuels.

Cela contredit d'une certaine façon le texte de Martin Steinmann dans le catalogue de l'exposition «Tendenzen», qui, en 1975, porta l'attention du public sur l'architecture Tessinoise. Ce texte légitime l'idée d'«autonomie» pour l'architecture. Est-ce que pour vous, à l'époque, cela n'était pas contradictoire? C'est une question difficile. Le souvenir est vraiment flou! – Il existe une interprétation possible du rôle de l'architecture dans lequel elle doit avoir une autonomie: quand elle est reconnue en tant que produit culturel

qui exige en même temps la liberté de la pensée. Si l'architecture doit être utile, il est un devoir primordial de créer forme et espace. C'est là qu'intervient le site, en tant que donnée physique et culturelle, qui contient déjà, d'une certaine manière, les réponses. Au-delà de toutes les conditions et tous les compromis, la recherche de l'équilibre entre forme et espace devient une exigence personnelle que chaque architecte cultive en silence pour lui-même et tente d'exprimer en tant que synthèse de la pensée.

Suite à l'exposition, l'attention de la scène architecturale suisse se tourna donc vers le Tessin. Et dans l'année de votre admission à la FAS (1978) vous devenez professeur invité à l'EPF de Zurich. A cette époque, le département architecture de l'école, soutenu tout particulièrement par Dölf Schnebli, avait commencé à mettre en place des postes de professeurs invités. Le premier fut Aldo Rossi. Puis suivirent les tessinois. Presque tous ceux qui figuraient dans l'exposition ont eu cet honneur. Rien que pour cela, nous devons être reconnaissants à Martin, l'inventeur des «Tendenzen».

Où est aujourd'hui votre chez-vous, entre Tessin, Rome et Zurich? C'est Zurich, Rome et le Tessin! L'établissement de mon domicile à Zurich n'est pas un hasard mais un choix personnel. Zurich m'a toujours beaucoup plu depuis mes études. La ville de Zurich me fait l'effet d'un aimant, où je peux rassembler les différents fragments de ma vie.

Peu avant de devenir professeur émérite, j'ai arrangé une bibliothèque à Riva, un bel espace, où je voulais rassembler tous mes livres. Et pourtant la plupart, certainement ceux qui me sont les plus chers, sont restés à Zurich, d'autres sont à Rome: en somme un désordre qui révèle peut-être mes origines nomades!

Flora Ruchat-Roncati, née à Mendrisio en 1937, études d'architecture de 1954 à 1961 à l'ETH de Zurich, projets, constructions, enseignement. Bureau au Tessin, à Rom et à Zurich de 1985 à 2002, professeur à l'ETH de Zurich. Membre FAS depuis 1978.